



**Universität
Zürich^{UZH}**

Heiko Hausendorf (Zürich) & Wolfgang Kesselheim (Zürich)

Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen

© UFSP Sprache und Raum (SpuR)
Universität Zürich
Rämistrasse 42
CH-8001 Zürich

www.spur.uzh.ch
Kontakt: info@spur.uzh.ch



Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR)

Nr. 02 – August 2013 (Zürich)

Heiko Hausendorf (Zürich) & Wolfgang Kesselheim (Zürich)

Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen¹

Inhalt

- 1 Einführung – 4
- 2 Text als Ensemble von Lesbarkeitshinweisen – 7
- 3 Architektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen – 11
- 4 Lesbarkeit und Benutzbarkeit – 19
- 5 Fazit – 24
- 6 Literatur – 26

¹ Das vorliegende Arbeitspapier ist im Vorfeld des Interaktionsarchitektur-Workshops vom März 2013 entstanden. Es ergänzt die im UFSP-Arbeitspapier SpuRo1 (Hausendorf/Schmitt 2013) entwickelte Perspektive auf «Interaktionsarchitektur» und «Sozialtopographie» um eine textlinguistische Perspektive: Die für die Interaktionsarchitekturanalyse zentralen «interaktionsarchitektonischen Implikationen» lassen sich in ihrer Charakteristik weiter bestimmen, wenn man sie vor dem Hintergrund der für die Textanalyse zentralen «Lesbarkeitshinweise» als *Benutzbarkeitshinweise* profiliert. Darum geht es im vorliegenden Arbeitspapier.

1 Einführung

Die Frage im Titel des vorliegenden Arbeitspapiers steht im Schnittpunkt zweier Fragestellungen, einer textlinguistischen und einer interaktionsanalytischen. Wenn man zunächst *textlinguistisch* davon ausgeht, dass ein Text als ein *lesbares Etwas* zu definieren ist (s. u. Kapitel 2), stellt sich schnell die Frage, ob es angesichts einer metaphorisch seit langem eingeübten Vorstellung von der «Lesbarkeit der Welt» (Blumenberg 1983) überhaupt noch etwas geben kann, was nicht als Text aufgefasst werden kann.² Wie soll beispielsweise Architektur vom Text als einem *lesbaren Etwas* abgegrenzt werden, wenn der gebaute Raum neben allem anderen, was er noch sein mag, zweifellos *auch* ein zeichenhaftes Etwas und in diesem Sinne *lesbar* ist. Auf den Zeichencharakter der Architektur hat z. B. die Architektursemiotik eindrücklich hingewiesen (vgl. Nöth 1985; Dreyer 2003 oder Schäfers 2006, S. 43 ff. für einen Überblick), doch nutzt sie den Text-Begriff vorzugsweise als Metapher, um beispielsweise die Stadt mit Methoden und Kategorien zu untersuchen, die an Schrifttexten entwickelt worden sind (vgl. Hauser 1990; Dreyer 2003, S. 3253 f.; Schäfers 2006, S. 49 ff.). Auch kommt dabei die körperliche Erfahrbarkeit des Raumes zu kurz, wie aus architektursoziologischer Perspektive kritisiert worden ist (vgl. z. B. Delitz 2009, S. 86 ff.; Fischer 2009, S. 7; Steets 2010, S. 182). Wir fragen deshalb, ob man den gebauten Raum *mehr als nur metaphorisch* als Text verstehen und gewinnbringend analysieren kann und ob sich die kommunikative Relevanz des gebauten Raums angemessen auf *Lesbarkeit* zurückführen lässt. Diese Frage führt uns in die Welt der «Dauerkommunikation» (Ehlich 1994): Architekturkommunikation bedient sich wie Textkommunikation zeitbeständiger Zeichen, und beide Formen von Kommunikation sind nicht auf die Anwesenheit der Kommunikationspartner angewiesen. Ist also Architekturkommunikation von der Textkommunikation her angemessen zu erfassen, wie das die Metaphorik von der Lesbarkeit der Architektur so griffig suggeriert?

Wenn man *interaktionsanalytisch* davon ausgeht, dass der gebaute Raum (ein *Hörsaal*, eine *Kirche* oder ein *Museum*) als sedimentierte, Stein gewordene Antwort auf spezifische Interaktionsprobleme (der *Vorlesung*, des *Gottesdienstes* oder der *Ausstellung*) und in diesem Sinn als «Interaktionsarchitektur» (Hausendorf/Schmitt 2013) verstanden werden kann (s. u. Kapitel 3), stellt sich schnell die Frage, wie zu erklären ist, dass durch bestimmte

2 So ist beispielsweise innerhalb der Techniksoziologie postuliert worden, technische Artefakte als Texte aufzufassen (vgl. dazu z. B. die Diskussion bei Hutchby 2001, S. 445 ff. und Rappert 2003, S. 570 ff.: «technologies as texts?»), und M. Schroer spricht in seiner Charakterisierung einer «sozialen Morphologie» von der «Lesbarkeit materieller Artefakte» (Schroer 2009, S. 24). In einer wirtschaftsgeographischen Untersuchung über «sozial nachhaltige Parkanlagen» ist von der «Lesbarkeit des Raumes» die Rede: «Darunter verstehen wir, dass die Menschen dem vorgefundenen Raum eine Bedeutung zuschreiben, in ihm einen Sinn sehen können – dass sie den Raum lesen können» (Bühler et al. 2010, S. 164). «Räume lesen lernen» lautet die Überschrift eines Artikels aus diskursanalytischer Perspektive (Bauriedl 2007), in dem es um das «Verhältnis von Diskurs und Raum» geht. Die Belege liessen sich leicht vermehren.

Räume bestimmte Arten von Interaktion möglich und wahrscheinlich gemacht werden können und wie Interaktionsteilnehmer erkennen und nutzen können, was der gebaute und gestaltete Raum für die Interaktion zur Verfügung stellt. Wenn es eine Lesbarkeit des Raumes gibt, muss man sie aus unserer Sicht hier suchen: als Antwort auf Fragen einer jeweils spezifischen sozialen Interaktionspraxis. Diese interaktionsanalytische Perspektive führt in die Welt der Situierung der Kommunikation unter Anwesenden, zu der die Sicherstellung wechselseitiger Wahrnehmung (also die Ko-Orientierung), die wechselseitige Abstimmung von Bewegungen (also die Ko-Ordination) und die Herstellung einer auf die fragliche Praxis zugeschnittenen Konfiguration (also die Ko-Operation) gehören (Hausendorf i. Dr. a). Die These, die wir in diesem Beitrag entwickeln wollen, ist, dass trotz der oben dargestellten Parallelen nicht Lesbarkeit die passende Chiffre ist, um den Beitrag der Architektur zur Interaktion zu erfassen. Vielmehr ist *Benutzbarkeit* die Bedingung der Kommunikation mit und durch Architektur.

Die textlinguistische, an Lesbarkeit orientierte Perspektive und die interaktionsanalytische, an Benutzbarkeit orientierte Perspektive lassen sich separat und mehr oder weniger unabhängig voneinander entwickeln (s. u. Kapitel 2 und Kapitel 3). Aber sie haben einen markanten empirischen Überschneidungsbereich, der in den letzten Jahren nicht zufällig vermehrt in die Aufmerksamkeit der Linguistik gerückt ist: Tatsächlich dürfen wir bei Textvorkommen nicht nur an den Siegeszug des Buchdrucks mit seiner Entbindung der Lektüre aus konkreten Situationszusammenhängen zugunsten weitgehend «lokomobiler» Texte (Ehlich 1994) denken. In unserem Alltag wimmelt es nach wie vor auch von «lokostatischen» Texten (ebd.), deren Lesbarkeit wir nicht verstehen können, wenn wir nicht die Situation der Lektüre, das was in einer konkreten Lektüresituation sinnlich wahrnehmbar ist, miteinbeziehen (Hausendorf/Kesselheim 2008, S. 33 ff. zu Wahrnehmbarkeit als Lesbarkeitsressource). Typischerweise handelt es sich dabei um «angebrachte» Texte, die eine eigene Welt von Auf- und Inschriftlichkeit und «linguistischen Landschaften» (Auer 2010) begründen, deren Musterhaftigkeit wir in vielen Fällen mit Verweis auf die Materialität der Zeichenträger auf Begriffe bringen (*Tafeln, Schilder, ...*). Es sind, in diesem speziellen Sinne, «materialisierte» Texte («language in the material world»: Scollon/Scollon 2003; Domke 2010; Domke 2013; Fix 2008). Sie sind für unsere Fragestellung von besonderem Interesse, weil sie typischerweise im gebauten und gestalteten Raum auftreten und ihre Lesbarkeit damit stark durch Aspekte der Sichtbarkeit, Greifbarkeit, Betretbarkeit, Begehbarkeit, kurz: der Benutzbarkeit der Architektur tangiert wird. Lesbarkeit des Textes und Benutzbarkeit der Architektur greifen in diesen Fällen auf wirkungsvolle Weise ineinander.

Das Arbeitspapier ist so aufgebaut, dass wir zunächst unser Konzept von Lesbarkeit skizzieren, weil es den kommunikationstheoretischen Ausgangspunkt bildet, um nach der Textualität von Architektur zu fragen. Wir werden dabei den Gedanken entwickeln, dass Lesbarkeit die Grundbedingung der Kommunikation mit Texten und durch Texte ist (s. u. Kapitel 2). Zentral für unser Verständnis ist, dass Lesbarkeit im Moment der

Lektüre und mit der Lektüre selbst zustande gebracht wird. Lesbarkeit ist also keine kommunikationsexterne Vorbedingung, sondern eine im Vollzug der Lektüre selbst immer wieder hervorzubringende und in diesem Sinne emergente Kommunikationsbedingung. Diese Hervorbringung («accomplishment» im Sinne der Ethnomethodologie) erfolgt nicht voraussetzungslos, sondern durch die Auswertung von *Lesbarkeitshinweisen*, an die die Lektüre wahrnehmungs-, sprach- und vertrauthitsabhängig anschliessen kann. Wenn wir den Text eingangs als *lesbares Etwas* eingeführt haben, dann ist damit gemeint, dass der Text nichts anderes ist als ein Ensemble von Lesbarkeitshinweisen. Als solches ist er nicht einfach gegeben; Lesbarkeitshinweise sind vielmehr emergente Phänomene, die in und mit dem Lektüreprozess entstehen und vergehen. Als lesbares Etwas wird der Text also in jeder Lektüre neu konstituiert (durch Auswertung seiner Lesbarkeitshinweise), so sehr seine materialen Erscheinungsformen auch seine vorgängige und nachträgliche Präsenz suggerieren mögen. Wohl mag ein Text wie der vorliegende in seinen materialen Erscheinungsformen (z. B. als ausgedruckte und geheftete Blattsammlung) vor und nach der Lektüre Bestand haben, aber wenn diese materialen Erscheinungsformen für die Lesbarkeit des Textes relevant werden sollen, müssen sie *als Lesbarkeitshinweise* relevant werden, vereinfacht gesagt: die ausgedruckte und geheftete Blattsammlung muss als Hinweis darauf wahrgenommen und behandelt werden, dass wir es z. B. mit einem «Manuskript» zu tun haben. Dafür ist nicht das materiale Text-«Substrat» (Ehlich 1994, S. 29) in seinem fraglos gegebenen So-Sein verantwortlich, sondern ein mit der Wahrnehmung des Substrats mitverstandener Lesbarkeitshinweis, der aus einer Routine des Umgangs mit Textträgern (wie weisses Druckerpapier im Format DIN-A4) kulturell geprägt und nur vertrauthitsabhängig zustande kommen kann (vgl. Hausendorf/Kesselheim 2008, S. 35 ff. zu Vertrautheit als Lesbarkeitsressource).

Wenn wir uns aus dieser Perspektive der Kommunikation mit und durch Architektur nähern (s. u. Kapitel 3), wollen wir zunächst zeigen, dass auch der gebaute Raum im Moment seiner Benutzung über die Auswertung von Hinweisen hergestellt wird, die als emergente, also mit der Kommunikation entstehende und vergehende Phänomene aufzufassen sind. Hier kommt das architektursoziologische Argument zum Zug, dass auch die Materialität des gebauten Raumes nicht aus dem Prozess der Kommunikation mit und durch Architektur herausgenommen werden darf. Es geht also nicht um so etwas wie «architectural determinism» (vgl. dazu die kritischen Hinweise bei Smith/Bugni 2006, S. 129 f.). Auch Stein gewordene Hinweise verstehen sich nicht von selbst, sondern sind aus einer Routine des Umgangs mit gebautem Raum hervorgegangen und können deshalb immer nur vertrauthitsabhängig zustande kommen. Darin macht sich die «Sozialtopographie» des gebauten Raumes bemerkbar (Hausendorf/Schmitt 2013). Anders allerdings als es die Analogie zum Text vermuten lässt, geht es bei der Architektur nicht um Lesbarkeit, sondern um Benutzbarkeit. Die Hinweise, die für die Kommunikation mit und durch Architektur konstitutiv sind, sind deshalb *Benutzbarkeitshinweise*.

Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweise lassen sich in vielen Fällen trennscharf auseinanderhalten. Aber es gibt Überschneidungsbereiche, in denen Lesbarkeit und Benutzbarkeit Hand in Hand gehen. Das ist bei den eingangs erwähnten «angebrachten» Texten der Fall, die als «lokostatische» an einen bestimmten Ort gebunden sind. Diesem Überschneidungsbereich wollen wir uns abschliessend zuwenden (s. u. Kapitel 4). Dabei werden wir auf Architektur(en) von Räumen eingehen, mit denen wir uns bereits empirisch auseinandergesetzt haben (Hörsaal: Hausendorf 2012a; Museum: Kesselheim 2009; Kesselheim 2010; Seminarraum: Hausendorf 2012b).

2 Text als Ensemble von Lesbarkeitshinweisen

Die Frage, ob Räume Texte sein können, setzt die Klärung des Begriffs «Text» voraus. Wir wollen im Folgenden davon ausgehen, dass ein Text als ein *lesbares Etwas* zu betrachten ist (Hausendorf/Kesselheim 2008, S. 23). Textualität muss entsprechend auf Lesbarkeit zurückgeführt werden: Textualitätshinweise sind per definitionem Lesbarkeitshinweise. Texte sind Ansammlungen von Lesbarkeitshinweisen; mit ihnen und durch sie wird «der Text» im Moment der Lektüre hervorgebracht (Hausendorf i. Dr. b). Das Lesen von Texten entspricht dieser Auffassung folgend dem Realisieren von Lesbarkeitshinweisen, das als eingespielte Routine des «Auswertens» in sehr vielen Fällen unbemerkt und reibungslos funktioniert. Es ist auf einen bewussten Nachvollzug nicht nur nicht angewiesen, sondern vollzieht sich eigenständig als soziales Geschehen *sui generis*. Lesende nehmen den Text in der Regel als «gegeben» wahr – und nicht als etwas, das sie im Moment der Lektüre selbst erzeugen.

Die Fokussierung auf Lesbarkeit(shinweise) gibt mit der Betonung des Lesens naturgemäss der *Schrift* ein besonderes Gewicht für das Zustandekommen von Texten.³ Entsprechend ist das Wort *Lesen* seit dem Althochdeutschen mehr und mehr in der Verwendung «etwas Geschriebenes lesen» gebräuchlich, also an Schrift gebunden.⁴ In der Tat ist Schrift ein einzigartig starker, prototypischer Lesbarkeitshinweis, dem man sich kaum entziehen kann. Wo Schrift ist, kann man wohl sagen, kann nicht *nicht* gelesen werden. Mit der Evolution von Schrift, speziell der Alphabetschrift und ihrer Verbreitung durch den Buchdruck, wird das Lesen immer stärker in seiner sozialen Eigengesetzlichkeit

³ Jedenfalls ist mit der Bindung von Textualität an Lesbarkeit eine umstands- und grenzenlose Ausweitung des Text-Begriffes auch auf mündliche Kommunikation, wie sie in der Textlinguistik durchaus üblich ist (vgl. z. B. den Überblick bei Adamzik 2004, S. 41 ff.), nicht vereinbar. Man wird sonst weder der Eigengesetzlichkeit der *face-to-face*-Interaktion noch der der Textkommunikation gerecht.

⁴ Vgl. Duden 2006, Eintrag *lesen*; ursprünglich in der Bedeutung «aufsammeln», «auflesen», danach durch Bedeutungsentlehnung aus dem lateinischen *legere* in der dominanten Bedeutung von «den Schriftzeichen folgen» (Kluge/Seebold 2011, S. 571, Eintrag *lesen*). Das Adjektiv *lesbar* (17. Jh.) ist dann schon eine Ableitung aus dem auf Geschriebenes festgelegten Gebrauch von *lesen* (Duden 2006, S. 482).

profiliert, die es zu einem Kommunikationsgeschehen *sui generis* macht (s. o.). Mit der Fokussierung auf Lesbarkeit wird Textualität also sehr eng an Schriftlichkeit gebunden, ohne dass daraus allerdings folgt, dass Texte immer und ausschliesslich aus den Buchstaben der Alphabetschrift bestehen müssten; Lesbarkeit gibt es auch ausserhalb phonographischer Schriftsysteme, und Schrift und Lesbarkeit können letztlich wohl nicht auf «geschriebene Sprache» reduziert werden. Die Bindung an Schrift(sprach)lichkeit als Implikation von Lesbarkeit ist jedenfalls komplizierter, als es den Anschein hat. Diesen Gedanken, den man unter einer Reihe von Gesichtspunkten zu diskutieren hätte,⁵ wollen wir hier nicht vertiefen, weil er zu weit weg führt von unserem Thema. Für die Argumentation im vorliegenden Papier wollen wir der Einfachheit halber von einem an Alphabetschriftlichkeit orientierten Verständnis von Lesbarkeit ausgehen, zumal die Entwicklung der Alphabetschrift in vielerlei Hinsicht als Schrittmacher lesbarkeitsbasierter Textkommunikation angesehen werden kann (vgl. Goody et al. 1986; Raible 1991).

Das hier skizzierte Verständnis von Lesbarkeit unterscheidet sich grundlegend von dem in der Leseforschung und Sprachdidaktik verbreiteten normativen Verständnis von «Lesbarkeit», mit dem auf *Verständlichkeit* und andere zu optimierende Eigenschaften von Texten hingewiesen wird (vgl. den Überblick bei Antos et al. 2011). Lesbarkeit in dem grundlegenden Sinn, den wir vor Augen haben, ist längst hergestellt, wenn wir anfangen, über die Optimierbarkeit von Texten nachzudenken. Lesbarkeit in unserem Verständnis meint die Grundbedingung der Kommunikation mit Texten und durch Texte, also die *conditio sine qua non* der auf Schriftlichkeit beruhenden Kommunikation. Sie ist das, so die These, was Anwesenheit für die *face-to-face*-Interaktion ist: die fortlaufend sicherzustellende und deshalb prinzipiell im Moment der Kommunikation emergente Bedingung des Kommunizierens. Für Interaktion (als Spezialfall von Kommunikation) ist dieser Gedanke einer selbstreferenziell und autopoietisch erzeugten Kommunikationsbedingung explizit entwickelt worden (vgl. dazu die durch Goffman begründete interaktionssoziologische Tradition und den daran anschliessenden Interaktionsbegriff der Luhmannschen Systemtheorie: Hausendorf 1992; Kieserling 1999). Anwesenheit ist keine vorgängige und externe Bedingung der Kommunikation, sondern selbst eine kommunikative Errungenschaft, ein *interactive achievement* im Sinne der Konversationsanalyse.

Für die Textkommunikation fehlt bis heute eine vergleichbar kommunikationstheoretisch fundierte Konzeptualisierung. Das in der Textlinguistik schon lange eingeführte Konzept der *Textualität*, dem in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt, ist in der durch de Beaugrande/Dressler (1981) etablierten Tradition als ein

5 Wir denken hier z. B. an Diskussionen um die Sichtbarkeit und die Bildlichkeit von Schrift (vgl. z. B. die Beiträge in Strätling/Witte 2006; Krämer/Bredekamp 2003) und an die in der Textlinguistik wieder aufgenommene Frage, ob Bilder Texte sein können (Dürscheid 2007; Ehlich 2007a; Schmitz 2005), bis hin zur Postulierung einer «Bildlinguistik» (Diekmannshenke et al. 2011). Passend bemerkt Ehlich: «Zu den wohl häufigsten stillschweigenden Gleichungen gehört [...] die von «Text» und «Schrift». Zu deutlich präsentiert sich diese als allgemeines Merkmal von Texten, als dass der Verlockung einer solchen Gleichung nicht nachgegeben werden könnte» (Ehlich 2007a, S. 604).

kognitionstheoretisches Konzept entwickelt und weitergeführt worden. Eine kommunikationstheoretisch überzeugende Alternative dazu gibt es nach wie vor nur in Ansätzen. Die Diskussion von Textualität ist in der Folgezeit zumeist für die Frage der Definition des Text-Begriffs instrumentalisiert worden. Im Mittelpunkt stand, verkürzt gesagt, die definitorische Frage, welchen Kriterien ein schriftsprachliches Vorkommen genügen muss, damit es «Text» genannt werden darf. Diese Diskussion erscheint in dem Masse überholt, wie sie den Prozess der Textkonstitution beim (Schreiben und) Lesen aus dem Blick verliert (vgl. z. B. die Beiträge in Fix et al. 2002).

Mit dem Übergang von Textualität zu Lesbarkeit verbinden wir deshalb einen kommunikationstheoretischen Neuansatz, der Textualität von vornherein als Problem im Gegenstandsbereich selbst verortet und als Problem der Emergenz von Lesbarkeit im Moment der Lektüre versteht (s. o.). Zu rekonstruieren ist dann, wie Lesbarkeit als kommunikative Errungenschaft beim Lesen hergestellt wird.⁶ Damit ist allerdings nicht gemeint, den Prozess der Textkonstitution in den Kopf der Leser und Leserinnen zu verlagern. Zweifellos ist das Lesen ein kognitiver Vorgang (dem die kognitionswissenschaftlich ausgerichtete (Text-)Linguistik in den letzten Jahren sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet hat: vgl. mit sprechendem Titel z. B. Schnotz 2006), aber als solcher interessiert er uns gerade nicht. Der Fluchtpunkt unseres Konzeptes sind vielmehr die Lesbarkeitshinweise, an die Lesende anschliessen können und anschliessen müssen. Unser Interesse gilt deshalb nicht dem in einer konkreten Lektüre tatsächlich Gelesenen, sondern dem in einer konkreten Lektüresituation (durch Lesbarkeitshinweise) lesbar Gemachten. Ob dieses Lesbare auch das tatsächlich Gelesene ist, ist dann schon eine andere Frage, die auf einen anderen Gegenstandsbereich und andere Methoden führt (z. B. im Sinne einer «Psychologie des Lesens»: Christmann/Groeben 1999).⁷ Dieses Insistieren auf Lesbarkeit hat seinen Sinn darin, dass es uns zurückführt auf die Frage nach dem, was einen Text, z. B. ein Stück beschriftetes Papier, lesbar werden lässt: eben die Lesbarkeitshinweise. Zu rekonstruieren, wie Lesbarkeit als kommunikative Errungenschaft beim Lesen hergestellt wird, heisst, die Lesbarkeitshinweise zu rekonstruieren, die im Moment der Lektüre ausgehend von der Wahrnehmung in der Lektüresituation, den sprachlichen Erscheinungsformen und der Vertrautheit mit dem Lektürekontext zur Verfügung stehen.

Dabei zeigt sich dann schnell, dass Lesbarkeit in der modernen Text- und Schriftkultur ein komplexes Bündel unterschiedlicher Lesbarkeitsmerkmale in sich vereint. Dabei handelt es sich um Merkmale wie *Begrenzbarkeit*, *intratextuelle Verknüpfbarkeit*, *thematische Zusammengehörigkeit*, *pragmatische Nützlichkeit*, *Musterhaftigkeit* und *intertextuelle Bezieh-*

⁶ Diese Perspektive passt gut zur Tradition der ethnomethodologisch geprägten Textanalyse, wie sie bei St. Wolf ebenfalls unter dem Begriff der «sozialen Lesbarkeit» skizziert wird (Wolff 2006; Wolff 2008).

⁷ Dieser Ansatz weist Überschneidungen mit der Vorstellung des «impliziten» oder «Modell-Lesers» auf, sofern die für die Analyse interessanten Leser und Leserinnen nicht die «empirischen» Leser aus Fleisch und Blut sind, sondern die aus Papier, die im Text selbst als antizipierte Leser und Leserinnen zuhause sind (Iser 1994; Eco 2011).

barkeit (Hausendorf/Kesselheim 2008). Diese Merkmale sind als «Textualitätskriterien» seit de Beaugrande und Dressler in der Textlinguistik der Sache nach immer wieder und kontrovers diskutiert worden. Die genannte Liste stellt einen Neuvorschlag vor, der versucht, dem inzwischen erreichten Forschungsstand gerecht zu werden.⁸ Lesbarkeitshinweise sind auf diese Merkmale zu beziehen, so dass ein Text durch Lesbarkeitshinweise im Sinne der Auswertung von Abgrenzungshinweisen, Gliederungshinweisen, Verknüpfungshinweisen, Themahinweisen, Funktionshinweisen, Intertextualitätshinweisen und Textsortenhinweisen zustandekommt. Dabei darf man die Lesbarkeitshinweise nicht reifizieren, sondern muss ernst nehmen, dass sie im Moment der Lektüre als emergente Phänomene zu betrachten sind, d.h. erst beim und mit dem Lesen selbst wahrnehmungs-, sprach- und vertrautheitsabhängig manifest werden. Ungeachtet der vermeintlichen Dinglichkeit des physischen Text-«Substrats» (s. o.) gibt es also keine Vorgängigkeit einer Spur, die die textlinguistische Analyse nur noch positivistisch zu registrieren hätte (zur epistemischen Logik der *Spur*: Krämer et al. 2007, Scherner 1994). Lesbarkeit steht vielmehr dafür, dass Kommunikation durch Texte wahrnehmungs-, sprach- und vertrautheitsorientiert anschlussfähig und wahrscheinlich wird. Dafür braucht es einen Anreiz, aufgrund dessen es Leserinnen und Lesern nahe gelegt wird, einen Unterschied zu machen zwischen einer Information (einem Sachverhalt in der Welt: Darstellung *sensu* Bühler) und ihrer Mitteilung, d.h. der Absicht, diese Information einem anderen zu verstehen zu geben (Ausdruck und Appell *sensu* Bühler).⁹ Lesbarkeitshinweise leisten abstrakt formuliert genau das: Sie veranlassen Leser und Leserinnen, eine Mitteilungsabsicht zu unterstellen und in genau diesem Sinne Lesbarkeit hervorzubringen. Wenn man es so fasst, wird sofort deutlich, worin der genuine Leistungsbeitrag der Alphabetschrift besteht (s. o.): Die Alphabetschrift entwickelt auf einen Schlag einen starken Lesbarkeits-sog, weil sie als evolutionäre Errungenschaft so «unwahrscheinlich» ist (Luhmann 1981), dass sie sofort die Unterscheidung von Information und Mitteilung provoziert. Zugleich zeigt sich, dass auch und gerade die Schrift als Lesbarkeitshinweis ein in der Lektüresituation emergentes Phänomen ist: Damit sie gelesen werden kann, müssen Lesende mit der fraglichen Schrift vertraut sein. Ein beschrifteter Zettel, der unübersehbar auf einem leeren Tisch liegt, ist nur für den, der lesen kann, ein (schwer ignorierbarer) Lesbarkeitshinweis – für ein Kleinkind mag derselbe Zettel ein greifbares, zusammenknüllbares, vielleicht sogar essbares Etwas sein, ein Lesbarkeitshinweis jedenfalls nicht.

Die hier skizzierte Auffassung von Lesbarkeit als Bedingung der Möglichkeit der Kommunikation mit Texten und durch Texte hat eine wichtige Implikation, auf die wir abschliessend aufmerksam machen wollen, weil sie für den Übergang zu den Benutz-

⁸ Vgl. Habscheid 2009, S. 34f., der die genannten Merkmale systematisch mit den Textualitätskriterien von de Beaugrande und Dressler vergleicht.

⁹ Diese Formulierung folgt Luhmanns Verstehensbegriff, mit dem die *Einheit* der Trias von Ausdruck, Darstellung und Appell entwickelt werden kann (Luhmann 1984, S. 193ff.).

barkeitshinweisen der Architektur wichtig ist. Während die face-to-face Interaktion in Episoden zerfällt und Anfang und Ende hat (Hausendorf 2007), die sich in den Erscheinungsformen der Interaktion als «Eröffnungs-» und «Beendigungsaktivitäten» manifestieren, ist die Zeitlichkeit eines konkreten Lektürevorgangs den Erscheinungsformen dieser Kommunikation (dem Text als Gesamt seiner Lesbarkeitshinweise) zwangsläufig äusserlich. Zwar sind die Lesbarkeitshinweise grundsätzlich auf die Zeitlichkeit der Lektüre bezogen und als solche auch zu rekonstruieren (als Manifestationen von Erwartungen und Projektionen, als Anleitung zu Rückgriffen auf schon Gelesenes und Vorgriffen auf noch zu Lesendes), aber ob und wie diese Hinweise in einer konkreten Lektüre dann auch umgesetzt werden, kann man den Hinweisen selbst nicht ansehen. Auch in dieser Hinsicht lässt sich die Textkommunikation als Dauerkommunikation (s. o. Kapitel 1) verstehen, die auf der Beständigkeit und Wirksamkeit ihrer Lesbarkeitshinweise beruht – und (anders als die *face-to-face*-Interaktion) nicht auf der Episodenhaftigkeit des Vollzugs dieser Hinweise. Man kann also sagen, dass die kommunikative Relevanz der Lesbarkeitshinweise auf die Potentialität des möglich und wahrscheinlich Gemachten bezogen werden muss.¹⁰ Zwar hat das Lesen durch Leser und Leserinnen aus Fleisch und Blut einen zumeist klar angebbaren Anfang und ein klar angebbares Ende. Doch dies berührt ja nur das *Gelesene* in der ganzen Kontingenz einer faktischen Lektüre, nicht das *Lesbare* des Textes, das sich ganz der Emergenz der Lesbarkeitshinweise verdankt, die sich bei jeder Kommunikation neu bewähren muss bzw. anders bewähren kann – was die Rekonstruktion der Lesbarkeitshinweise zu einer analytischen Aufgabe eigener Art macht.

3 Architektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen

Wenn man vom Konzept der Dauerkommunikation ausgeht, wie wir es anhand der Textkommunikation diskutiert haben, lassen sich auch gebaute Räume in genau diesem Sinne von Dauerkommunikation verstehen: Der gebaute und gestaltete Raum ist gleichsam das physische Substrat (s. o.) der Kommunikation mit und durch Architektur, das als Anreiz verstanden werden kann, eine Unterscheidung von Information und Mitteilung zu machen und so den Raum zu «verstehen» (im Sinne Luhmanns, s. o.). Architektur wird dadurch im Sinne «architektonischer Erscheinungsformen» von Kommunikation (Hausendorf/Schmitt 2013, S. 3) rekonstruierbar. In der einschlägigen Forschung ist dieser Sachverhalt unterschiedlich thematisiert worden. So ist aus semiotischer Perspektive vor allem die Zeichenhaftigkeit der Architektur mit all ihren Implikationen betont worden: von der Untersuchung einzelner architektonischer Elemente (wie Ecos

¹⁰ Vgl. dazu auch Ehlich 1994, S. 33, der davon spricht, dass «die kommunikative Qualität völlig in die Potentialität zurückgenommen» sei, diese Aussage aber auf die «bis heute nicht oder kaum entschlüsselten Texte» beschränkt.

bekannter Analyse der Säule, Eco 1972a) über Studien zu Gebäuden (wie Stenglin 2011) bis hin zu Analysen der Stadt (wie in Barthes 1988b, die ihn dazu geführt hat, von «Lektüren der Stadt», von der Stadt als Schrift, vom «Schreiben durch den Stein» oder auch explizit von der «Lesbarkeit der Stadt» zu sprechen); von Ansätzen, die nach den sozialen Bedeutungen von Zeichenarrangements im Raum fragen wie die aktuellen Ansätze der «geosemiotics» (z. B. Scollon/Scollon 2003) oder der «linguistic landscapes» (Gorter 2006, Backhaus 2007, Shohamy/Gorter 2009) bis hin zu Fragen nach der speziellen Form von (Massen-)Kommunikation, die durch und mit Architektur zustande kommt (Eco 1972b, S. 296–298, S. 332).

Auch wenn in der Architektursemiotik naturgemäss die Frage nach der Bedeutung der Architektur im Vordergrund steht (charakteristisch dafür scheint uns Ecos Beschreibung der Denotation und Konnotation architektonischer Elemente zu sein: Eco 1972a und 1972b, S. 301–317), gibt es Versuche, die kommunikativen Funktionen von Architektur zu bestimmen. So identifiziert z. B. Preziosi (1979a, S. 47–55, und 1979b, S. 61–73) in Anlehnung an Jakobson eine «directive function» des gebauten Raums, die darin besteht, dass bestimmte Verhaltensweisen «are staged or induced through the spatiotemporal organization of given constructs, and environmental objects carry exhortations to channel, constrain and routinize spatio[kinetic] activity» (Preziosi 1979a, S. 52), und eine «territorial function» (angelehnt an Jakobsons phatische Funktion), mit der der gebaute Raum in Kontakt mit dem Nutzer tritt und ‚Anweisungen‘ zu seiner korrekten Nutzung gibt (ebd., S. 53).¹¹ Gebaute Räume etablieren ein «behavior setting», das bestimmte Verhaltensmuster nahelegt (Barker 1968). Auch alltagsintuitiv liegt ja die Vorstellung nahe, dass wir, wenn wir ein Museum, eine Kirche oder einen Hörsaal oder auch einen Supermarkt oder eine *shopping mall* (Delitz 2005, S. 59 ff.) betreten, unmittelbar in eine Kommunikation hineingezogen werden, dass der gestaltete Raum auf vielfältige Weise zu uns spricht (*talking places*): dass er uns «sagt» (auch wenn es keine Beschriftungen und keine Lautsprecherstimme, kein *voice over* gibt), wohin wir schauen sollen, wohin wir unsere Schritte lenken sollen und was wir wo genau wie zu tun haben. Wir wollen diese «interaktionsarchitektonischen Implikationen» (Hausendorf/Schmitt 2013) in Analogie zu den Lesbarkeitshinweisen im Folgenden als *Benutzbarkeitshinweise* verstehen.

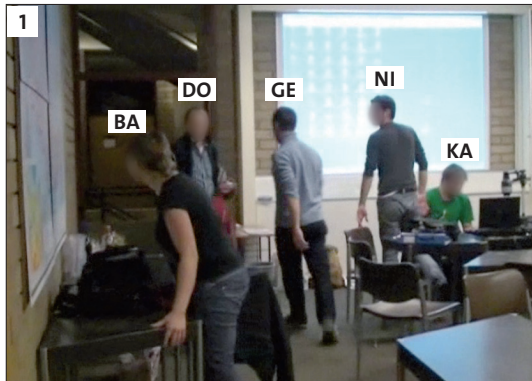
Im Folgenden wollen wir zunächst an Beispielen illustrieren, wie Benutzbarkeitshinweise in Interaktion relevant werden können, bevor wir auf den Vergleich mit den Lesbarkeitshinweisen zurückkommen.

Der gebaute Raum kann aufgrund seiner Benutzbarkeitshinweise nicht nur physisch, sondern auch sozial eine Zumutung sein, weil wir uns seinen Benutzbarkeitshinweisen oftmals kaum entziehen zu können glauben. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet die

¹¹ Vgl. Ravelli/Stenglin (2008), die aus systemfunktionalistischer Perspektive untersuchen, wie gebaute Räume die «interpersonelle Metafunktion» von Zeichensystemen realisieren, indem sie Gefühle bei ihren Nutzern induzieren.

im Folgenden wiedergegebene Szene (vgl. Abb. 1), in der Studierende dabei sind, einen Seminarraum umzuräumen (Beispielnachweis und Analyse in Hausendorf 2012b):

Im Seminarraum



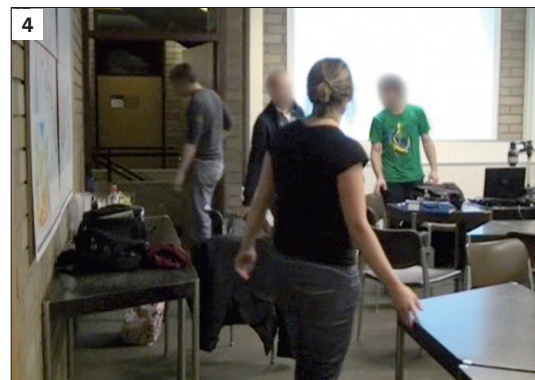
DO: (wem_er / wetsch)



DO: alli TISCH (scho mol anerucke- / an rAnd Use-)



BA: JA: [ICH find schO: wil
KA: [(susch isch so-)



KA: susch isch_s eifach



KA: so: (.) susch isch_s so DINGSmässig- (.) susch
isch so: VORlesigmässig;



Abb. 1: Wider die Benutzbarkeitshinweise: Studierende gestalten einen Seminarraum zum «Kinosaal» um.

Interessant an dieser Szene (vgl. Abb. 1)¹² ist für den vorstehenden Zusammenhang, dass eine der TeilnehmerInnen als Begründung (*account*) für ihre Aktivitäten (das Verrücken von Tischen) eine Qualität des umgebenden Raumes geltend macht, die es zu verändern gilt. In der vorgefundenen Anordnung von Tischen und Stühlen, also im Hinblick auf die Raumgestaltung (Hausendorf/Schmitt 2013, S. 3), wird der Raum in seinen Implikationen als problematisch behandelt und von den Beteiligten in seinen mobiliaren Benutzbarkeitshinweisen als soziale Zumutung erlebt.

Offenbar geht es in der Szene darum, etwas mit den Tischen zu machen, sie von einer Position innerhalb des Seminarraumes in eine Position an den Rändern (also an den Wänden des Seminarraumes) zu bewegen. Mit dieser teils angestrebten, teils schon vollzogenen Bewegung verändern die Tische ihre Form der Benutzbarkeit: Um den Tisch herum, den die Interaktionsteilnehmerin Barbara (BA) bereits an die Wand geschoben hat, kann man z. B. nicht mehr sitzen. Seine ›Besitzbarkeit‹ ist damit noch nicht ausgeschlossen, aber deutlich eingeschränkt. Der, der sich an diesen Tisch setzen wollte, fände sich mit Blickrichtung zur Wand, was eine Nutzung des Tisches nahelegt, in der es nicht darum geht, andere zu sehen und von anderen gesehen zu werden. Mit der angestrebten Positionierung der Tische am Rand des Raumes wird eine Nutzung, die eine auf einen gemeinsamen sozialen Anlass hin orientierte ›Besetzung‹ der Tische verlangt, unmöglich gemacht.

Auch wenn die an den Rand gerückten Tische projektiv als Ablage- und Abstellflächen genutzt werden können, fragt sich, was im dann ›frei‹ werdenden Innenraum des Seminarraumes möglich und wahrscheinlich werden kann. Zunächst ist nicht zu übersehen, dass Bewegung und Beweglichkeit stark zunehmen, der Raum stärker als bislang zu einem Raum für Bewegung (z. B. Tanzen) werden kann. Weiterhin werden alle sozialen Anlässe problematisch, für die es wichtig wäre, einen Tisch bzw. den Teil eines Tisches exklusiv vor sich und für sich zu haben. Andauernde Schreib- und Lektürearbeiten in geteilter Gegenwart anderer werden ohne Tisch schwierig(er). Man könnte das fortführen. Aber es wird vielleicht auch so deutlich, dass mit der geplanten Positionierung der Tische jedenfalls das Nutzen des Raumes als »Seminarraum« schwierig(er) wird: das Nutzen des Raumes als Ort, an dem sich Lehr-Lern-Interaktion in einer bestimmten Sitzordnung vollziehen kann (in Reihen hintereinander oder im Stuhl- und Tischkreis).

In dem letzten hier wiedergegebenen Beitrag von Barbara (BA) findet sich eine explizite Begründung, die genau in diese Richtung geht (*susich isch s eifach so susich isch s o dingsmässig susich isch so vorlesigsmässig*). Argumentiert wird mit dem, was ist, wenn die Tische nicht verrückt werden, wenn alles im Raum so bleibt, wie es ist (*susich* = sonst). Der aktuelle Zustand des Raumes erscheint damit als irgendwie problematisch: Wenn es so bleibt, wie es ist, ist *es* in einer Weise, die unbefriedigend ist. Worin diese Art und

12 Für die Transkriptionen in diesem Beitrag bedanken wir uns bei Barbara Zeugin und Tobias Funk, für das Layout der Standbildsequenzen bei Andi Gredig.

Weise besteht, die durch die aktuelle Positionierung der Tische mitbestimmt ist, bleibt in der Äusserung zunächst auffällig unausgesprochen. Der einleitende Äusserungsteil (*susch isch s so*) wird dreimal wiederholt, ohne dass die notwendige Adjektiv-Ergänzung (*so ...?*) erfolgt. Hinzu kommt, dass beim zweiten Mal verzögert eine Umschreibung erfolgt (*dingsmässig*), die anzeigt, dass der Sprecherin gerade das richtige Wort fehlt, für das, was ihr – so die Suggestion – gerade evident vor Augen steht (*eifach so ...*). Und auch die Einlösung der Äusserungsstruktur mit der Adjektiv-Ergänzung *vorlesigmässig* zeigt noch in der Wortbildung (eine im Deutschen sehr produktive «Spontanbildung» mit dem Suffix «-mässig»: vgl. z. B. Weinrich 1993, S. 1007) die Suche nach dem passenden Ausdruck und das Sich-Behelfen mit einer Umschreibung an. Für das, worum es geht, fehlt der Sprecherin, so ihre Darstellung, der passende Ausdruck.

Die Tische und ihre Position im Raum bekommen damit Sinn als Ausdruck für etwas, das schwer begrifflich zu fassen ist, aber mit dem zu tun hat, was der Raum in seinem So-Sein ausstrahlt und vermittelt in Bezug auf das, was in ihm an sozialer Aktivität möglich und wahrscheinlich ist, hier und jetzt aber gerade ausser Kraft gesetzt werden soll. Barbara macht diesen Sinn in ihrem Beitrag über einen speziellen Typus universitärer Lehrveranstaltungen zugänglich: den Typ der «Vorlesung». Die Atmosphäre des unveränderten Raumes hat also mit seiner Entsprechung zum Raum einer Vorlesung (dem Hörsaal) zu tun. Diese auf eine bestimmte universitäre Lehrsituation hin orientierte Atmosphäre des Raumes erscheint als etwas Negatives und Unerwünschtes, das sich nicht mit dem verträgt, was im Raum demnächst passieren soll. Was genau an Implikationen zur Debatte steht, auf die hier mit der Umschreibung *vorlesungsmässig* verwiesen wird, bleibt im fraglichen Ausschnitt unausgesprochen und vage. Barbaras Begründung appelliert an die Vertrautheit der Anwesenden mit der charakteristischen räumlichen Situierung einer Vorlesung. Für das, was Barbara ihrer eigenen Darstellung nach eher «vorschwebt», als dass sie es begrifflich fassen kann, bietet sich vielleicht nicht zufällig der bereits verwendete Ausdruck «Atmosphäre» an. Er bringt etwas zum Ausdruck, das sich im Übergang von den multimodal durch Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen realisierten Benutzbarkeitshinweisen zum metapragmatischen Reden über diese Benutzbarkeitshinweise ergibt: die sozialtopographische Aufladung der Benutzbarkeitshinweise im Sinne einer sozialen Situation (wie der «Vorlesung»), die über die interaktionsarchitektonischen Implikationen hinausgeht (vgl. dazu Hausendorf/Schmitt 2013, S. 13 ff.) und sich offenbar schwer auf den Begriff bringen lässt.¹³

Es sind wohl insbesondere die mit der Hörsaalbestuhlung implizierten Benutzbarkeitshinweise, auf die hier verwiesen wird, ohne dass sie als solche benannt werden

¹³ Der Begriff der «Atmosphäre», der sich an dieser Stelle aufdrängt, ist auch architekturtheoretisch von Interesse, wenn es um das Erleben von Raum geht (vgl. z. B. Hahn 2012, S. 12 ff.; aus architektursoziologischer Perspektive vgl. Delitz 2009, S. 81; vgl. auch Fischer-Lichte 2006 und Böhme 2006 am Beispiel von Kirchenräumen).

(müssen). Fast jede Darstellung eines Hörsaals dokumentiert diese Benutzbarkeitshinweise (Beispielnachweis und weitere Analysen in Hausendorf 2012a).

Im Hörsaal



Abb. 2: Wenn die Dozentin die Anwesenden begrüßt, ist die soziale Veranstaltung ›Vorlesung‹ längst etabliert.

Der Hörsaal ist in vielfacher Hinsicht der Prototyp für die Situierung universitärer Lehre – er ist die architektonische Antwort auf Situierungsprobleme des Interaktionstyps *Vorlesung* (Hausendorf 2012a; Hausendorf/Schmitt 2013), die u.a. darauf zurückgehen, dass wir es hier mit einer Erscheinungsform von *Versammlungsöffentlichkeit* zu tun haben. Mit dem Bauen und Gestalten von «Hörsälen» hat die Lösung solcher Situierungsprobleme über die Jahrhunderte hinweg architektonische Sedimentierungen hinterlassen, die eine starke Ressource für jede immer wieder aktuell stattfindende Interaktion darstellen. Schon mit der Inbesitznahme des Hörsaals durch die Anwesenden (mit ihrer Art, bestimmte Plätze einzunehmen) wird diese Ressource auf eine ebenso selbstverständliche wie effektive Weise interaktiv relevant gesetzt. Wenn die Dozentin (DZ) in der in Abb. 2 illustrierten Szene die Anwesenden «zur Vorlesung» begrüßt, ist die soziale Veranstaltung also längst etabliert, etwas übertrieben gesagt: ist interaktiv bereits entschieden, worum es in der gemeinsamen Interaktion geht und welches die für die

relevante soziale Praxis konstitutiven Aufgabenverteilung ist. Das ist sehr wesentlich ein Verdienst der architektonischen Benutzbarkeitshinweise, die die Musterhaftigkeit des *Hörsaals* manifestieren.

Nicht erst die Wahrnehmung von im Raum angebrachten Zeichen (s. u. Kapitel 4), sondern schon das Betreten eines Raumes, das Sich-Bewegen im Raum und das Platz-Nehmen kommen so gesehen einer *«Lektüre»* des Raumes gleich. Genau davon gibt uns Abb. 2 einen Eindruck. Indem die Beteiligten bestimmte architektonisch und mobiliar etablierte Verweilpositionen (zum Beispiel, im Fall der Dozentin, den Podiumsbereich mit dem Rednerpult im Gegensatz zu den Sitzreihen mit aufklappbaren Schreibflächen) einnehmen, folgen sie einer gebauten Suggestion von Sinn und realisieren mit ihrem Geh-, Verweil-, Steh- und Sitzverhalten gleichzeitig *soziale* Positionen. Je stärker die Architektur des Raumes sozialtopographisch aufgeladen ist (etwa im Hinblick auf symbolisch hoch voraussetzungsreiche Orte: vgl. Hausendorf/Schmitt 2010 und Hausendorf/Schmitt 2013 am Beispiel des Kirchenraumes), desto stärker tritt in den Vordergrund, dass wir einen gebauten Raum auch dann *«lesen»*, wenn es nichts zu lesen gibt und wir uns vermeintlich nur in ihm bewegen. Je mehr sich die Sozialtopographie in die Architektur *«einschreibt»* (Schreiben mit Stein, s. o.), desto deutlicher wird, dass wir mit der Interaktionsarchitektur zugleich auch eine Sozialtopographie multimodal beantworten. Die *«Lektüre»* des Raumes wird dabei in einem sehr unmittelbaren Sinn verkörpert: Wohin wir uns wenden, wie wir gehen (Schmitt 2012), wohin wir gehen und wo wir verweilen, wo wir nicht stehenbleiben, wo wir uns setzen, all das wird sozialtopographisch lesbar gemacht.

Der Raum ist also, wenn man die Gemeinsamkeiten zum Text betonen will, voll von Lesbarkeitshinweisen im Sinne der oben genannten Lesbarkeitsmerkmale: In der Tat kann man die Analogie z. B. zwischen Buch und gebautem Raum mit Gewinn durchspielen und die Lesbarkeitsmerkmale, -quellen und -hinweise, die wir aus der textlinguistischen Analyse kennen (s. o. 2), auf die kommunikative Relevanz von Räumen beziehen. So könnte man etwa die den Raum umgebenden Mauern mit speziell gekennzeichneten Eingangsbereichen als Abgrenzungshinweise verstehen; den freien Raum zwischen Podium und Stuhlreihen als Gliederungshinweis und die Treppenwege als Steuerungshinweis; im Rednerpult auf dem Hörsaalpodium könnte man einen Rahmungshinweis auf die Cathedra, den *«Lehrstuhl»*, als massgebliche Organisationseinheit der Universität erkennen und in der Tafel einen Intertextualitätshinweis auf eine ganze Textwelt schon geschriebener und gelesener Tafeltexte. Insofern hat die Analogie von der Lesbarkeit des gebauten Raumes durchaus ihren Sinn (und könnte in der Konkretheit der einzelnen Hinweise wohl auch über die übliche metaphorische Verwendung des Text-Begriffs für architektonische Ensembles, wie sie in der Architektursemiotik zu finden sind, hinausgehen). Und doch geht in einer solchen Analogie verloren, dass das *«Lesen»* z. B. eines Hörsaals oder eines Kirchenraumes etwas anderes ist als das Lesen z. B. eines Buches. Wer die Analogie allein betont, läuft Gefahr, Unterscheidungen aufzugeben, mithilfe de-

rer man die Eigengesetzlichkeiten sowohl der Kommunikation durch Texte als auch der Kommunikation durch Architektur in den Blick bekommt. Als eine solche Unterscheidung wollen wir an dieser Stelle die Unterscheidung von *Lesbarkeit* und *Benutzbarkeit* einführen, weil sie dazu anregt, auf beiden Seiten der Unterscheidung näher an die Charakteristik der Kommunikation durch Texte und die Charakteristik der Kommunikation durch Architektur heranzukommen.

Schon die Argumente *für* die Analogie zwischen Text und Raum weisen unseres Erachtens in die gesuchte Richtung: In dem Masse, in dem wir uns den interaktionsarchitektonischen Implikationen nähern (und von den im Raum angebrachten Zeichen zunächst einmal absehen), tritt immer stärker hervor, dass die Kommunikation durch Architektur ihren Fluchtpunkt in einer hochgradig *situativ* verankerten Kommunikation hat, die in besonderer Weise die menschliche Sensorik und Motorik involviert und deshalb auf *Wahrnehmungen und Bewegungen* im gebauten Raum ausgerichtet ist: «Architektur wird gesehen, durchschritten, betastet; wir liegen, sitzen, stehen in ihr.» (Delitz 2009, S. 87). An dieser Stelle setzen die interaktionsarchitektonischen Basiskonzepte wie Sichtbarkeit, Hörbarkeit, Be-Greifbarkeit, Begehbarkeit, Betretbarkeit (Hausendorf/Schmitt 2013, S. 8) an. Durch und mit Architektur werden (auch einsame, nicht in Gegenwart anderer vollzogene) Wahrnehmungen und Bewegungen dadurch zur Kommunikation, dass sie als *Benutzung* des gebauten Raumes aufscheinen und sich in ihnen architektonische *Benutzbarkeitshinweise* im Hinblick auf die genannten Basiskonzepte manifestieren. In der Kommunikation mit und durch Architektur geht es also darum, ein spezifisches Benutzen und «Gebrauchen» (Hahn 2009, S. 87f.) des Raumes möglich und wahrscheinlich zu machen.

In der Architekturtheorie ist dieser Zusammenhang besonders von Alexander et al. (1995 [1977]) stark gemacht worden, die eine «Sprache für Bau und Planung» von Städten, Gebäuden und Räumen entwickeln. Diese «Sprache» besteht aus «Mustern» (etwa «Haupteingang», «Zone vor dem Eingang», «Eingangsraum» oder «Die Treppe als Bühne»), die – wie in der Grammatik einer Sprache – immer neu miteinander kombiniert werden können und so unendlich viele konkrete architektonische Produkte ergeben. Jedes Muster wird mit seinen konkreten Merkmalen als Antwort auf je ein «in unserer Umwelt immer wieder auftretendes Problem» verstanden, und die konkreten Merkmale der «Muster» ergeben sich aus ihrem Beitrag zur Lösung dieses Problems: So soll die Treppe in einem Privathaus das Problem lösen, wie dem Herabsteigenden ein «Auftritt» wie auf einer Bühne ermöglicht werden kann; oder der Eingangsraum in einem öffentlichen Gebäude das Problem, wie dem Eintretenden die ihm offenstehenden nächsten Schritte sichtbar gemacht werden können.

Anders als im Falle des Lesens eines Buches findet das Benutzen von Räumen einen vergleichsweise leicht dokumentierbaren und insofern empirisch sehr gut zugänglichen Ausdruck: Die Emergenz von Benutzbarkeitshinweisen verkörpert sich gleichsam in beobachtbarer Sensorik und Motorik Anwesender. Für die Emergenz von *Lesbarkeitshin-*

weisen gilt das, wenn überhaupt, nur sehr eingeschränkt. Es ist oft gezeigt worden, wie sehr die Aneignung des modernen Textes zu einer kognitiven Herausforderung geworden ist (Illich 1991), die sich allenfalls aus Fixationen und Sakkaden mittels *Eye Tracking* erschliessen lässt, sich jedenfalls am Bewegungsverhalten von Lesern und Leserinnen in der Regel nicht «ablesen» lässt. Wer einen Text (wie z. B. einen Roman) liest, tut das meist still und für sich allein (ohne damit die vielen Kulturen und Praktiken des gemeinsamen lauten (Vor-)Lesens leugnen zu wollen: s. u. 4). Wer ein Buch liest, blickt nicht umher und geht auch nicht herum. Die sinnliche Wahrnehmung des Lesens ist eine hoch spezialisierte, in mancherlei Hinsicht «entsinnlichte» Wahrnehmung (Giesecke 1992), die auf Ressourcen der material-räumlichen Lektüresituation kaum noch angewiesen scheint.

Entsprechend ist die Lesbarkeit eines Texts typischerweise eine Antwort auf Fragen kognitiver Natur (wie: worum geht es? was ist der Zweck, den der Text verfolgt?), jedenfalls sehr viel seltener eine Antwort auf Probleme der Sensorik und der Motorik (wie: wohin muss ich jetzt gehen?)¹⁴ und fast nie eine Antwort auf Probleme der Ko-Orientierung von Wahrnehmungen, der Ko-Ordinierung von Bewegungen und der Ko-Operation unter Anwesenden. Die Architektur des gebauten Raumes dagegen kann als direkte Antwort auf Probleme der Interaktion verstanden werden (Hausendorf/Schmitt 2013, S. 7ff.). Genau hierin bewährt sich die Benutzbarkeit der Architektur: Benutzbarkeitshinweise stehen der Interaktion unter Anwesenden im Sinne einer Ressource zur Verfügung. Sie stehen der Interaktion (als Kommunikation unter der Bedingung der Anwesenheit der Kommunikationspartner) deshalb viel näher als Lesbarkeitshinweise.

Tatsächlich gibt es Gegenbeispiele auf der Seite der Lesbarkeit, die die eben akzentuierte Unterscheidung von Lesbarkeit und Benutzbarkeit in Frage zu stellen scheinen: Man denke etwa an die Lektüre einer Möbelaufbauanleitung, die man möglicherweise auch an der Manipulation von Werkzeugen und Möbelementen «ablesen» kann. Oder an die Lektüre einer Wegbeschreibung oder Navigationshilfe, die sich möglicherweise auch am Geh- oder Fahrverhalten «ablesen» lässt. Oder, und damit wollen wir uns abschliessend beschäftigen, an die Lesbarkeit von Aufschriften und Kärtchen in einer Museumsvitrine.

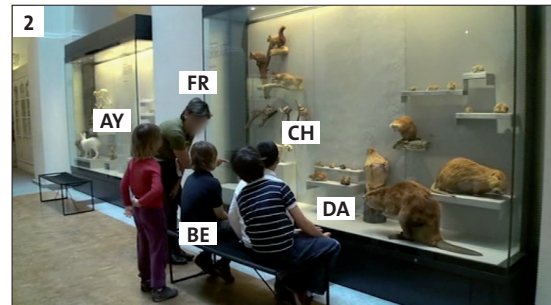
4 Lesbarkeit und Benutzbarkeit

Wir haben bislang mehr oder weniger davon abgesehen, dass gebaute Räume nicht selten ein Ort sind für die Anbringung symbolischer und ikonischer Zeichen, inklusive Schrift. Vor dem Hintergrund unserer Unterscheidung von Lesbarkeit und Benutz-

¹⁴ Aarseth (1997, S. 1) hat in seiner Analyse von «Cybertexts» auf solche Formen der Rezeption aufmerksam gemacht, die über die kognitive Interpretation des Gelesenen hinausgehen und äusserlich wahrnehmbare Reaktionen erfordern. Er nennt sie «extranoematisch».

barkeit sind ‹angebrachte› Texte dieser Art besonders interessant, weil sie zeigen, wie Lesbarkeitshinweise und Benutzbarkeitshinweise zusammenwirken können und was ihre genuinen Leistungen sind. Wir wollen das am Beispiel einer Szene illustrieren, in der sich eine Gruppe von vier Kindern (Ayla (AY), Benno (BE), Chris (CH) und Dario (DA)) mit ihrer Betreuerin (Friederike (FR)) vor einer Vitrine in einem zoologischen Museum einfindet (vgl. Abb. 3).

Im Museum



FR: etz chönd_{er} mal s_{ke}LETT ahluege vom
MURmeltier- das isch_s MURmeltier- das isch i
dä BERgä,
XX: SO gross?
FR: SO gross.



XX: ja ab[er]
FR: [und da]sch_{ske}LETT, da_{sch}_s EICHhörnli
aber ihr chönd ja lÄse- (---) hÄ?



(3.0)
FR: EICHhörnli-
DA: AH blber; dAs ()



BE: <<liest> !SIE!bEnschlÄfer;>



DA: WO?
FR: JA (.) da_{sch} de SIEbeschlöfer- gseht us wie e
MUUS, aber hät ganz en lange schwanz;



CH: dA; <<liest> HAUSmaus- WALDmaus->
 FR: genau. (-) das isch e [RATte;]
 BE: [<<liest> WANDer]
 FR: (-) das sind [RATte;]
 DA: [<<liest> hausRATTE;](.)
 hausRATTE;>
 BE: [<<liest> WANDERRATTE->]
 CH: [<<liest> WANDERRATTE->]



FR: ratte hätt's sehr viel (.) wo, (-) am wasser;
 zum bispiel-
 BE: <<liest> WANDerratte->
 FR: ja-
 XX: lug das isch en Biber,
 FR: los emal am ZÜRISSEE; (-)
 XX: ahh-
 FR: detä wo mir oises BÖtli händ hätt's ganz viel
 STEI, (-) uf dene STEI () det hätt's z (.) Z_Ässe
 ume, (wo) (.) sie uffrässed;

Abb. 3: Die Benutzbarkeitshinweise der Vitrine werden durch die Besuchergruppe interaktiv relevant gemacht.

Schon in ihrem Bewegungsverhalten und dem Einnehmen einer bestimmten Konfiguration orientiert sich die Gruppe sichtbar an dem, was die Gestaltung des Raumes und seines Mobiliars nicht nur ermöglicht, sondern als besonders plausible, erwartbare und gleichsam «natürliche» Benutzbarkeit nahelegt: das gemeinsame Verweilen an einer Betrachtungs-, Zeige- und Lesestation im Ausstellungsraum. Die wichtigsten Benutzbarkeitshinweise, die damit von der Gruppe, speziell auch durch FR, interaktiv relevant gemacht werden, sind die mobiliaren Benutzbarkeitshinweise, die in der *Vitrine* materialisiert sind, und durch die Gestaltung des Umgebungsraumes der Vitrine unterstützt werden. Sie machen aus dem Platz vor der Vitrine einen besonders attraktiven Platz:

- die Ausrichtung auf Sichtbarkeit bei gleichzeitiger Verhinderung von Greif- und Anfassbarkeit durch die Materialität des Glases (lat. *vitrum*);
- die Hervorhebung von Dingen im durchsichtigen Behälter durch die vitrineneigene Beleuchtung und durch die Gestaltung eigener Aufstellflächen und -vorrichtungen (Podeste);
- die Ausrichtung auf eine Betrachtungsperspektive (und auf Lesen, s. u.) durch die Anbringung von Schrift auf der Glasfront der Vitrine;
- die Ausrichtung auf gemeinsames sitzendes Verweilen vor der Vitrine durch die Aufstellung einer Sitzbank.

Diese und andere Benutzbarkeitshinweise werden durch Ko-Orientierungen der Wahrnehmungen (z. B. die Aufforderung zum Anschauen («aluege»)) und die Zeigegesten der Betreuerin Friederike: Bilder 2 und 3), Ko-Ordinierungen der Bewegungen (z. B.: das

breite Ausschwärmen vor der Vitrine: Bild 1) und die Ko-Operation der Handlungen (z. B.: das Platz-Schaffen für Ayla auf der Bank: Bilder 4 und 5) interaktiv aufgenommen und umgesetzt.

Von besonderem Interesse für den vorstehenden Zusammenhang ist nun die Stelle, an der die Betreuerin die Lesbarkeit der angebrachten Schrift als spezielles Angebot der Benutzbarkeit der Vitrine ins Spiel bringt («aber ihr chönd ja lÄse- (---) hÄ?», 3), das ihre eigenen, vorangegangenen mündlichen Kommentare (Bilder 2 und 3) gleichsam überflüssig macht. Neben das Betrachten tritt damit das *Lesen* als Option in den Vordergrund. Die Kindergruppe übernimmt diese neue Orientierung sofort: Benno und Chris drücken ihre Rücken durch und beugen sich vor, was den Abstand zu den klein gedruckten «Schildchen» minimiert (Bild 3 zu 4). Benno liest laut (vor) mit starker Dehnung und Betonung «!SIE!bEnschlÄfer;» (5) und später «WANderratte-» (7), Chris liest laut vor «HAUSmaus- WALDmaus-» (7) und zusammen mit Benno «WANDERRATTE-» (7). Dabei wird nicht nur gelesen, sondern das Lesen wird als gemeinsame Aktivität eigens demonstriert und inszeniert, es wird gleichsam hörbar gemacht. Zu den Techniken des Sprechens-als-Lesen gehören:

- ein auffallend verlangsamtes Sprechtempo,
- ein Rhythmus, der ins Skandieren übergeht,
- eine Überlautung, bei der [e] auch in unbetonter Position erhalten bleibt,
- eine erhöhte Lautstärke (die sich im Lauf des gemeinsamen Lesens noch steigert),
- Orientierung an der Aussprachenorm des Standarddeutschen («Schriftdeutschen»): Haus- wie -maus werden nicht wie in der Mundart üblich monophthongiert,
- auffälliges Nach-vorne-Beugen und Anlehnung des Gesichts an die Glasfront (das die Anstrengung des Lesens gleichsam sichtbar macht).

Für die Entzifferung der «Schildchen» ist das laute Lesen auch bei noch unsicheren Lesern, wie es die vier Kinder sind, keinesfalls zwingend notwendig. Dominant scheint uns vielmehr die interaktive Funktionalität des lauten Lesens: Die Kinder zeigen sich gegenseitig an, dass sie ein Element der räumlichen Umwelt *als etwas Lesbares identifiziert* haben und laden die anderen dazu ein, diese Nutzung des Raums im Sinne des Lesens zur gemeinsamen Aktivität zu machen. Besonders hörbar wird das in der kurzen Phase chorischen Lesens, in der Benno und Chris vollständig synchron «WANDERRATTE» vorlesen. In diesem gleichzeitigen Lesen – in dem Benno und Chris gleichzeitig Leser- und Hörer-des-Gelesenen sein müssen, um sich aufeinander abstimmen zu können – wird besonders sinnfällig, wie das laute Vorlesen als «Methode» verwendet wird, um Lesbarkeit als gemeinsame Orientierung in der Situation vor der Vitrine zu etablieren.¹⁵

¹⁵ Nur mit dieser interaktiven Funktionalität lässt sich übrigens erklären, warum auch Erwachsene in unseren Daten in vergleichbaren Situationen immer wieder beginnen, laut vorzulesen, was geschrieben steht (Kesselheim 2012).

Das Lesen der Objektkennungen ist dabei eingebettet in die Benutzung der Vitrine als Teil des Ausstellungsraums. Es verselbständigt sich nicht als isolierte Tätigkeit, sondern wird gleichsam in Dienst gestellt für eine möglichst optimale Ausschöpfung des Angebots der Vitrine, das – so die Darstellung – erst in einer spezifischen Verbindung von Sehen und Lesen, Anschauen und Wissen, sich erschliesst. Das Vorlesen eines Tiernamens wird so als Anweisung behandelt, das betreffende Exponat in der Vitrine zu suchen (BE: «!SIE!bEnschlÄfer;» – DA: «WO?», 5 f.). Zumindest für die Betreuerin ist diese Verbindung von Lesen und Sehen, konkret im Sinne der Zuordnung und Kategorisierung, die dominante Orientierung – sichtbar etwa auch darin, dass sie das Vorlesen eines Tiernamens als erfolgreiche Identifikation des betreffenden Tiers behandelt («FR: JA (.) da_sch de SIEbschlöfer», 6; «geNAU. (-) das isch e RATte», 7; «ja», 8). Mit dieser Zuordnungsarbeit sind die Lesbarkeitshinweise der angebrachten Schrift natürlich keineswegs erschöpft. Vielmehr kann die Schrift im Zuge der weiteren Lektüre als eine komplexe Ressource für Wissenskommunikation in Anspruch genommen werden: So gibt es etwa Themahinweise, die sich aus der wiederholten Referenz auf ein und denselben Weltausschnitt ergeben (*Nagetiere*), Funktionshinweise, die aus dem Vorkommen lateinisch-griechischer Terminologie abgeleitet werden können (Funktionsbereich der (Natur-)Wissenschaft), Gliederungshinweise, die sich daraus ergeben, dass alle Objektkennungen in der gleichen Schriftgrösse geschrieben sind, die kleiner ist als die Vitrinenbeschriftung («Einheimische Nagetiere»), was die Objektkennungen auf einer niedrigeren Hierarchiestufe ansiedelt usw.

Mit dieser Verzahnung von Betrachtbarkeit einerseits und Lesbarkeit andererseits werden die Benutzbarkeitshinweise der Vitrine im Sinne der Wissenskommunikation aktiviert. Damit einher geht die für die Ausstellung konstitutive Verwandlung von Dingen in *Exponate*: Die Lesbarkeit der Objektkennungen trägt – neben den mobiliaren Benutzbarkeitshinweisen der Vitrine – massgeblich dazu bei, dass aus Dingen Exponate werden, die nicht in gleicher Weise wie andere Dinge «benutzt», sondern «gelesen» werden wollen: als Gegenstände, die es mit Aufmerksamkeit und Musse zu betrachten gilt, um ausgehend vom Gesehenen Informationen und Verstehen zu ermöglichen; das heisst auch: als Dinge, die primär als Zeichen interpretiert werden sollen. In diesem Sinne macht sich FR in unserem Beispiel zum Sprachrohr der Institution *Museum*. Mit ihrer Fokussierung auf Lesbarkeit behandelt sie Dinge als Repräsentanten für eine Art oder Gattung (*type-token*). So jedenfalls wird es verständlich, wenn sie im Angesicht des Murmeltierexponats (in einer Vitrine im Schweizer Flachland) behaupten kann «das isch_s MURmeltier- das isch i dä BERgä,» (2). Sie behandelt die Exponate also als Objektzeichen, denen ebenfalls eine Lesbarkeit zukommt, die es im Hinblick auf eine spezifische Wissenskommunikation auszuwerten gilt.

Man sieht an diesen Beispielen sehr anschaulich, wie mit dem Übergang vom «Ding» zum «Exponat» mit den Techniken des «Ausstellens», zu denen das Anbringen von Schrift gehört, der Übergang von der Benutzbarkeit eines Gegenstandes in die Lesbarkeit ei-

nes kommunikativen Zeichens (Verstehen) bewerkstelligt wird. Man sieht, anders gesagt, was Lesbarkeitshinweise (Texte) leisten können, wenn sie im Kontext mobiliarer Benutzbarkeitshinweise der ‹Ausstellung› auftreten – aber dafür dann auch auf spezielle Aktivitäten wie das laute Lesen angewiesen sind, wenn sie unter Anwesenden, d.h. interaktiv, relevant werden sollen.

5 Fazit

Die Wahrnehmung und Benutzung des gebauten Raumes lässt sich durchaus als Lektüre veranschaulichen, wenn man betonen möchte, dass interaktionsarchitektonische Implikationen sozialtopographisch verstanden und ‹gelesen› werden. In diesem Sinne kann man mit einem gewissen Recht von der Lesbarkeit der Architektur sprechen (s. o. Kapitel 1 und Kapitel 3). Andererseits muss man sehen, dass die Lektüre eines Textes ihrerseits eine hochgradig spezialisierte und evolutionär späte Spielart raum- und dingbezogener Benutzbarkeitshinweise darstellt. Im Fall der Lesbarkeitshinweise hat sich mit dem Aufkommen und der Verbreitung von *Texten* allmählich ein Typus von Benutzbarkeitshinweisen herausgebildet, der sich gegenüber einer zunächst situativ verkörperten und materialisierten Orientierung an Wahrnehmung und Bewegung mehr und mehr zugunsten einer die visuelle Wahrnehmung favorisierenden kognitiven Orientierung verselbständigt hat. Entsprechend unangemessen mögen wir es im Alltagssprachgebrauch empfinden, wenn wir das Lesen eines Buches als das Benutzen eines Dings auffassen wollten. Zwar ist in letzter Zeit durchaus zu Recht die Situationsbindung auch der schrift- und textbasierten Kommunikation betont worden, womit speziell die Materialität der schriftlichen Kommunikation in den Fokus gerückt worden ist (vgl. z. B. Holly 2013 am Beispiel der Diskussion von Textualität und Visualität); das von uns beschriebene Beispiel vor der Vitrine belegt diese Situationsbindung besonders anschaulich. Gleichwohl beruht die historisch bedeutsame Innovation der Kommunikation durch Texte darauf, dass sich Lesbarkeit gegenüber Benutzbarkeit verselbständigen und sich der ‹Text› vom Situationsbezug der Benutzbarkeit mehr und mehr ablösen und fast vollständig unabhängig machen konnte. Wer das ignorieren wollte, wird beiden Seiten nicht gerecht: weder der Kommunikation durch Lesbarkeitshinweise, mit der die Kommunikation durch das physische Substrat des ‹Textträgers› geradezu spektakulär verdinglicht worden ist (Ehlich 2007b, S. 500f.; Ehlich 2007c, S. 573 ff.), noch der Kommunikation durch Benutzbarkeitshinweise, in der die Kommunikation hinter die Evidenz der uns umgebenden, oftmals Stein gewordenen Architektur fast vollständig zurückzutreten scheint, so dass das genuin Soziale der Kommunikation mit und durch Architektur im Alltag zugunsten des So-Seins der Materialität des Raumes unauffällig und unscheinbar bleibt und analytisch mit einigem Aufwand entdeckt und betont werden muss. Anders als der Text, der seine kommunikative Nützlichkeit gleichsam vor sich her trägt und sich selbst als

Kommunikation inszeniert, erscheint der Raum in seiner Objekthaftigkeit im Alltag wie «natürlich» gegeben, also gerade nicht als Konstruktion zu kommunikativen Zwecken (vgl. dazu am Beispiel der «Funktionszeichen» auch Barthes 1988a, S. 166).¹⁶

Wir plädieren deshalb für die Unterscheidung von Lesbarkeit und Benutzbarkeit. Lesbarkeit ist als Grundbedingung schriftbasierter Kommunikation von Benutzbarkeit als Grundbedingung von Kommunikation mit und durch Architektur (inklusive Mobiliar) zu unterscheiden. In beiden Fällen kommt die Kommunikation dadurch zustande, dass es Hinweise gibt, die Leser und Leserinnen bzw. Benutzer und Benutzerinnen im Moment der Lektüre bzw. im Moment der Benutzung wie selbstverständlich realisieren («auswerten») können. Weder sind die Lesbarkeitshinweise mit dem Text vorgegeben, noch stecken die Benutzbarkeitshinweise im gebauten Raum selbst. Als Erscheinungsform der Kommunikation sind sie an den Moment der Lektüre bzw. der Benutzung gebunden. Gleichwohl erschöpfen sie sich nicht in einer konkreten Lektüre bzw. in einer konkreten Nutzung, sondern stehen dauerhaft als Kommunikationspotentiale zur Verfügung (vgl. dazu den Unterschied von faktischer und erwartbar gemachter Interaktion: Hausendorf/Schmitt 2013, S. 12ff.). Sie ermöglichen Kommunikation nicht nur, sondern machen Kommunikation in einer bestimmten Art und Weise wahrscheinlich. In genau dieser Funktionalität müssen sie auch analysiert werden: Auch an der Architektur interessiert uns in dieser Hinsicht nicht das tatsächlich Benutzte, sondern das durch Architektur benutzbar Gemachte: «Das, was Architektur «sagt», ist zunächst nichts anderes als eben die Nahelegung von Körperhaltungen und Bewegungen ...» (Delitz 2009, S. 88). Benutzbarkeitshinweise sind darin mit den «affordances» der «ecological psychology» vergleichbar: Sie fokussieren auf basale Anschlussmöglichkeiten im Sinne der interaktionsarchitektonischen Basiskonzepte.¹⁷ Ihre spezifisch kommunikative Relevanz kommt dann mit der sozialtopographischen Aufladung dieser Basiskonzepte ins Spiel. Dazu ist die Analyse dann allerdings, wie in diesem Beitrag auf exemplarische Weise illustriert, auf Daten angewiesen, in denen konkrete Nutzungen (wie bei der gemeinsamen Nutzung des Seminarraums oder beim gemeinsamen Ausstellungsbesuch) dokumentiert sind.

16 Das dürfte ein Grund dafür sein, dass «Raum» und «Räumlichkeit» in der Interaktionslinguistik und in der Soziologie lange wenig Beachtung gefunden haben (vgl. aus linguistischer Perspektive z. B. Hausendorf 2010; vgl. aus soziologischer Perspektive z. B. Steets 2010 und allgemein die aktuelle Konjunktur raum- und architektursoziologischer Konzeptionen).

17 Das zeigt sich auch in den Begriffen, die z. B. Gibson 1977 verwendet, um auf solche «affordances» zu verweisen: «stand-on-able», «walk-on-able» etc. Die Nähe zu den interaktionsarchitektonischen Basiskonzepten von Sichtbarkeit, Betretbarkeit, Begehbarkeit etc. liegt auf der Hand (vgl. dazu auch die kritische Diskussion des Konzepts der «affordances» bei Hutchby 2001). Allerdings modellieren die «affordances» die menschliche Wahrnehmung der Umwelt, nicht ihre kommunikative Nutzung. – Gelegentlich wird das Konzept der «affordances» auch im Kontext der Text- und Lesbarkeitshinweise rezipiert (vgl. etwa Pentzold et al. 2013, S. 85ff., die Textualitätshinweise explizit mit «Affordanzen» verbinden und am Beispiel von «online-medialen Texten» diskutieren). In der Sache vergleichbar (aber ohne Bezug auf das Konzept der «affordances») ist auch die Argumentation bei Have 1999, der von «textual devices» spricht.

6 Literatur

- Aarseth, Espen J. (1997): *Cybertext. Perspectives on ergodic literature*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Adamzik, Kirsten (2004): *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen: Niemeyer (= Germanistische Arbeitshefte 40).
- Alexander, Christopher; Ishikawa, Sara; Silverstein, Murray; Jacobson, Max & Czech, Hermann (1995 [1977]): *Eine Muster-Sprache. Städte, Gebäude, Konstruktion*. Wien: Löcker.
- Antos, Gerd; Hasler, Ursula & Perrin, Daniel (2011): *Textoptimierung*. In: Habscheid, Stephan (Hg.): *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation*. Berlin etc.: de Gruyter, S. 638–658.
- Auer, Peter (2010): *Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache*. In: Deppermann, Arnulf & Linke, Angelika (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin: de Gruyter (= Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2009), S. 271–298.
- Backhaus, Peter (2007): *Linguistic Landscapes. A Comparative Study of Urban Multilingualism in Tokyo*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Barker, Roger G. (1968): *Ecological Psychology. Concepts and Methods for Studying the Environment of Human Behavior*. Stanford: Stanford University Press.
- Barthes, Roland (1988a): *Die Machenschaften des Sinns*. In: Barthes, Roland: *Das semiologische Abenteuer*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 165–167.
- Barthes, Roland (1988b): *Semiologie und Stadtplanung*. In: Barthes, Roland: *Das semiologische Abenteuer*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 199–208.
- Bauriedl, Sybille (2007): *Räume lesen lernen: Methoden zur Raumanalyse in der Diskursforschung*. In: *Forum qualitative Sozialforschung* 8 (2), Art. 13. Online unter: www.qualitative-research.net/index.php
- Blumenberg, Hans (1983): *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2006): *Atmosphären kirchlicher Räume*. In: *Artheon-Mitteilungen* 24, S. 26–31.
- Bühler, Elisabeth; Kaspar, Heidi & Ostermann, Frank (2010): *Sozial nachhaltige Parkanlagen*. Forschungsbericht des Nationalen Forschungsprogramms NFP 54 «Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung». Zürich: vdf.
- Christmann, Ursula & Groeben, Norbert (1999): *Psychologie des Lesens*. In: Franzmann, Bodo; Hasemann, Klaus; Löffler, Dietrich & Schön, Erich (Hg.): *Handbuch Lesen*. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz. München: Saur, S. 145–223.
- de Beaugrande, Robert-Alain & Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 28).

- Delitz, Heike (2005): Gebaute Begehrlichkeit. Zur Architektursoziologie der Konsumgesellschaft in Deutschland. In: Hellmann, Kai-Uwe & Schrage, Dominik (Hg.): Das Management der Kunden. Studien zur Soziologie des Shopping. Wiesbaden: VS, S. 39–66.
- Delitz, Heike (2009): Architektursoziologie. Bielefeld: transcript.
- Diekmannshenke, Hajo; Klemm, Michael & Stöckl, Hartmut (Hg.) (2011): Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele. Berlin: Schmidt (= Philologische Studien und Quellen 228).
- Domke, Christine (2010): Texte im öffentlichen Raum. Formen medienvermittelter Kommunikation auf Bahnhöfen. In: Bucher, Hans-Jürgen (Hg.): Neue Medien - neue Formate. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation. Frankfurt a.M.: Campus Verlag (= Interaktiva 10), S. 257–281.
- Domke, Christine (2013): Ortsgebundenheit als distinktives Merkmal in der Textanalyse. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 41 (1), S. 102–126.
- Dreyer, Claus (2003): Semiotische Aspekte der Architekturwissenschaft. Architektursemiotik. In: Posner, Roland; Robering, Klaus & Sebeok, Thomas Albert (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Bd. 3. Berlin: de Gruyter, S. 3234–3277 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 13.3).
- Duden 2006 = Duden: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 4. Aufl. Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus.
- Dürscheid, Christa (2007): Schrift – Text – Bild. Ein Brückenschlag. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35 (1/2), S. 269–282.
- Eco, Umberto (1972a): A componential Analysis of the Architectural Sign /*Column*/. In: Semiotica 5 (2), S. 97–117.
- Eco, Umberto (1972b): Einführung in die Semiotik. München: UTB.
- Eco, Umberto (2011): Bekenntnisse eines jungen Schriftstellers. Richard Ellmann lectures in Modern Literature. Unter Mitarbeit von Burkhart Kroeber. München: Hanser.
- Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut & Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung (Writing and its use). 1. Bd. Berlin: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), S. 18–41.
- Ehlich, Konrad (2007a): Sind Bilder Texte? In: Ehlich, Konrad (Hg.): Sprache und sprachliches Handeln. Band 3: Diskurs – Narration – Text – Schrift. Berlin etc.: de Gruyter, S. 603–618.
- Ehlich, Konrad (2007b): Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Sprache und sprachliches Handeln. Band 3: Diskurs – Narration – Text – Schrift. Berlin etc.: de Gruyter, S. 483–507.
- Ehlich, Konrad (2007c): Textualität und Schriftlichkeit. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Sprache und sprachliches Handeln. Band 3: Diskurs – Narration – Text – Schrift. Berlin etc.: de Gruyter, S. 565–577.
- Fischer, Joachim (2009): Architektur: «schweres» Kommunikationsmedium der Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25, S. 6–10.

- Fischer-Lichte, Erika (2006): Kirchenräume als performative Räume. In: *Artheon-Mitteilungen* 24, S. 19–25.
- Fix, Ulla (2008): Nichtsprachliches als Textfaktor. Medium, Material, Ort. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36 (3), S. 343–354.
- Fix, Ulla; Adamzik, Kirsten; Antos, Gerd & Klemm, Michael (Hg.) (2002): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In: Shaw, Robert & Bransford, John (Hg.): *Perceiving, acting, and knowing. Toward an ecological psychology*. Hillsdale, N.J. etc.: Wiley, S. 67–82.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goody, Jack; Watt, Ian P. & Gough, Kathleen (1986): *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gorter, Durk (2006): Introduction: The Study of the Linguistic Landscape as a New Approach to Multilingualism. In: *International journal of multilingualism* 3, S. 1–6.
- Habscheid, Stephan (2009): *Text und Diskurs*. Paderborn: UTB.
- Hahn, Achim (2009): «Gebrauch und Geschmack» – Architektonisches Verhalten im Kontext der Lebensführung. Die «Architektur der Gesellschaft» aus Sicht der phänomenologisch-hermeneutischen Soziologie. In: Fischer, Joachim & Delitz, Heike (Hg.): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript, S. 79–108.
- Hahn, Achim (2012): «Erlebnislandschaft – Erlebnis Landschaft?». Einführung in ein Forschungsprojekt. In: Hahn, Achim (Hg.): *Erlebnislandschaft – Erlebnis Landschaft? Atmosphären im architektonischen Entwurf*. Bielefeld: transcript, S. 11–37.
- Hausendorf, Heiko (1992): *Gespräch als System. Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hausendorf, Heiko (Hg.) (2007): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 37).
- Hausendorf, Heiko (2010): Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In: Deppermann, Arnulf & Linke, Angelika (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin etc.: de Gruyter, S. 163–197.
- Hausendorf, Heiko (2012a): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: de Stefani, Elwys; Gazin, Anne-Danièle & Ticca, Anna Claudia (Hg.): *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale*. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA 96. Neuchâtel: Université de Neuchâtel, S. 43–68.
- Hausendorf, Heiko (2012b): Über Tische und Bänke. Eine Fallstudie zur interaktiven Aneignung mobiliarer Benutzbarkeitshinweise an der Universität. In: Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): *Raum als interaktive Ressource*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 62), S. 139–186.

- Hausendorf, Heiko (i.Dr.a): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In: Auer, Peter; Hilpert, Martin; Stukenbrock, Anja & Szmrecsanyi, Benedikt (Hg.): Space in language and linguistics: geographical, interactional and cognitive perspectives. Berlin etc.: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko (i.Dr.b): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hg.): Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie. Basel (= Tenor – Text und Normativität).
- Hausendorf, Heiko & Kesselheim, Wolfgang (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hausendorf, Heiko & Schmitt, Reinhold (2010): Opening up Openings: Zur Struktur der Eröffnungsphase eines Gottesdienstes. In: Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 47), S. 53–101.
- Hausendorf, Heiko & Schmitt, Reinhold (2013): Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik. Zürich: Universität Zürich (= Arbeitspapiere des UFSP «Sprache und Raum», SpuR 01). Online unter: <http://www.spur.uzh.ch/research.html>
- Hauser, Susanne (1990): Die Stadt als Zeichenwelt. In: Kruse, Lenelis; Graumann, Carl Friedrich & Lantermann, Ernst-Dieter (Hg.): Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. Weinheim: Beltz, S. 479–483.
- Have, Paul ten (1999): Structuring Writing for Reading. Hypertext and the Reading Body. In: Human Studies 22, S. 273–298.
- Holly, Werner (2013): Textualität – Visualität. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41(1), S. 1–7.
- Hutchby, Ian (2001): Technologies, Texts and Affordances. In: Sociology 35 (2), S. 441–456.
- Illich, Ivan (1991): Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos Didascalion. München: Luchterhand.
- Iser, Wolfgang (1994): Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München: UTB.
- Kesselheim, Wolfgang (2009): Die Analyse von Kommunikation in der Museumsausstellung. Eine Herausforderung für die Linguistik. In: Stenschke, Oliver (Hg.): Wissenstransfer und Diskurs. Frankfurt a.M.: Lang (= Transferwissenschaften 6), S. 245–266.
- Kesselheim, Wolfgang (2010): Wechselspiele von «Text» und «Kontext» in multimodaler Kommunikation. In: Klotz, Peter; Portmann-Tselikas, Paul R. & Weidacher, Georg (Hg.): Kontexte und Texte. Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns. Tübingen: Narr (= Europäische Studien zu Textlinguistik 8), S. 327–343.
- Kesselheim, Wolfgang (2012): Gemeinsam im Museum: Materielle Umwelt und interaktive Ordnung. In: Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza & Schmitt, Reinhold (Hg.): Raum als interaktive Ressource. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 62), S. 187–231.

- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Online verfügbar unter www.gbv.de/dms/bs/toc/303301015.pdf
- Kluge, Friedrich & Seebold, Elmar (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25. Aufl. Berlin etc.: de Gruyter.
- Krämer, Sybille & Bredekamp, Horst (Hg.) (2003): Bild – Schrift – Zahl. München: Fink.
- Krämer, Sybille; Kogge, Werner & Grube, Gernot (Hg.) (2007): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1981): Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–34.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nöth, Winfried (1985): Architektur. In: Nöth, Winfried (Hg.): Handbuch der Semiotik. Stuttgart: Metzler, S. 400–408.
- Pentzold, Christian; Fraas, Claudia & Meier, Stefan (2013): Online-mediale Texte: Kommunikationsformen, Affordanzen, Interfaces. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41 (1), S. 81–101.
- Preziosi, Donald (1979a): Architecture, Language, and Meaning. The Origins of the Built World and its Semiotic Organization. Den Haag: de Gruyter (= Approaches to semiotics 49).
- Preziosi, Donald (1979b): The Semiotics of the Built Environment. An Introduction to Architectonic Analysis. Bloomington: Indiana University Press.
- Raible, Wolfgang (1991): Die Semiotik der Textgestalt. Erscheinungsformen und Folgen eines kulturellen Evolutionsprozesses. Heidelberg: Winter.
- Rappert, Brian (2003): Technologies, Texts and Possibilities: A Reply to Hutchby. In: Sociology 37 (3), S. 565–580.
- Ravelli, Louise J. & Stenglin, Maree (2008): Feeling space: Interpersonal communication and spatial semiotics. In: Antos, Gerd (Hg.): Handbook of interpersonal communication. Berlin: de Gruyter, S. 355–396.
- Schäfers, Bernhard (2006): Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen. Wiesbaden: VS.
- Scherner, Maximilian (1994): Textverstehen als «Spurenlesen» – Zur texttheoretischen Tragweite dieser Metapher. In: Canisius, Peter; Herbermann, Clemens-Peter & Tschander, Gerhard (Hg.): Text und Grammatik. Festschrift für R. Harweg zum 60. Geburtstag. Bochum: Brockmeyer, S. 317–340.
- Schmitt, Reinhold (2012): Gehen als situierte Praktik: «Gemeinsam gehen» und «hinter jemandem herlaufen». In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 13, S. 1–44. Online unter: www.gespraechsforschung-ozs.de
- Schmitz, Ulrich (2005): Blind für Bilder. Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 69, S. 187–227.

- Schnotz, Wolfgang (2006): Was geschieht im Kopf des Lesers? Mentale Konstruktionsprozesse beim Textverstehen aus der Sicht der Psychologie und der kognitiven Linguistik. In: Blühdorn, Hardarik; Breindl, Eva & Waßner, Ulrich Hermann (Hg.): Text - Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Berlin: de Gruyter (= Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2005), S. 222–238.
- Schroer, Markus (2009): Materielle Formen des Sozialen. Die ‹Architektur der Gesellschaft› aus Sicht der sozialen Morphologie. In: Fischer, Joachim & Delitz, Heike (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld: transcript, S. 19–48.
- Scollon, Ron & Scollon, Suzie Wong (2003): Discourses in place. Language in the material world. London: Routledge.
- Shohamy, Elana & Gorter, Durk (Hg.) (2009): Linguistic landscape. Expanding the scenery. London: Routledge.
- Smith, Ronald W. & Bugni, Valerie (2006): Symbolic Interaction Theory and Architecture. In: Symbolic Interaction 29 (2), S. 123–155.
- Steets, Silke (2010): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt – Eine architektursoziologische Skizze. In: Frank, Sybille & Schwenk, Jochen (Hg.): Turn over. Cultural Turns in der Soziologie. Festschrift für Helmuth Berking. Frankfurt a.M.: Campus, S. 171–188.
- Stenglin, Maree (2011): Spaced out: An evolving cartography of a visceral semiotic. In: Dreyfus, Shoshana; Hood, Susan & Stenglin, Maree (Hg.): Semiotic margins. Meaning in multimodalities. London: Bloomsbury, S. 73–100.
- Strätling, Susanne & Witte, Georg (Hg.) (2006): Die Sichtbarkeit der Schrift. München: Fink.
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Wolff, Stephan (2006): Textanalyse. In: Ayass, Ruth & Bergmann, Jörg R. (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 245–273.
- Wolff, Stephan (2008): Dokumenten- und Aktenanalyse. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst & Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. 6. durchgesehene und aktualisierte Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 502–513.